Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50. Bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.— Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.

Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig

№ 559. **Donnerstag** den 1. November 1894. **88. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 1. November.

Nach der Ernennung des Fürsten Hohenlohe-Langenburg zum Statthalter von Elsaß-Lothringen sind alle durch die Krisis zur Erledigung gelangten Regierungsstellen besetzt. Das Gerücht will aber die Wandlungen noch nicht für abgeschlossen gelten lassen und stellt hartnäckig neue Erledigungen in Aussicht: der Justizminister Schelling, der Landwirthschaftsminister v. Heyden, vielfach auch Staatssecretair v. Boetticher werden als „im Rücktritt begriffen" bezeichnet. Diese Angaben entziehen sich zur Zeit jeder Controle. Das Ausscheiden sämmtlicher genannter Herren ist schon vor der letzten Krisis wiederholt in Aussicht gestellt worden; während Herrn v. Schelling sein vorgerücktes Alter den Wunsch zum Gehen nahegelegt haben sollte, wurden für den Rücktritt der Herren v. Heyden und v. Bötticher politische Gründe angeführt. Möglich, daß solche wiederum vorhanden sind. Wahrscheinlich aber ist es zum mindesten nicht, daß der neue Reichskanzler eine werthvolle technische Kraft, wie Herr v. Bötticher ist, alsogleich werde missen wollen. Das Gerücht von dem Rücktritt des Frhrn. v. Marschall als Staatssecretairs des Auswärtigen wird von verschiedenen Seiten als durch seine Ernennung zum preußischen Sprechminister gründlich widerlegt bezeichnet. Mag sein. Ausgeschlossen ist aber auch nicht, daß der gewandte Redner und in Zweigen des inneren Dienstes wohlbewanderte Beamte allmählich einem Wirkungskreise zugeführt werden soll, in dem er sich seiner ganzen Entwickelung nach wohler fühlen muß, als beim auswärtigen Ressort, in dem er sich nicht viel Freunde erworben hat. Blätter, die seine Ernennung zum preußischen Staatsminister als eine Belohnung seiner Verdienste als Staatssecretair des Auswärtigen auffassen, sind von dieser Ernennung keineswegs befriedigt. So schreibt die Münchner „Allgem. Ztg.":

„Freudigen Herzens wird man die auf Freiherrn v. Marschall gefallene Wahl des Kaisers aber bei neuen Kanzlers in denjenigen Kreisen nicht begrüßen, welche von der Krisis der letzten Tage auch eine gewisse Aenderung des Cursus erhofft haben. Die Caprivi'sche Politik hat bekanntlich die Eigenthümlichkeit gehabt, zu verlieren, wo sie gewinnen wollte, und zu enttäuschen, wo sie begeistern sollte. Das ist vor Allem bei der Durchführung der Handelspolitik des neuen Cursus und dann bei der Haltung der Regierung in colonialen Angelegenheiten zu Tage getreten; auf beiden Gebieten aber ist Herr von Marschall nicht nur vollständig Hand in Hand mit seinem Chef gegangen, sondern hat ihn in der Schärfe der Polemik und in der Schroffheit des Auftretens weit hinter sich gelassen. Man kann geradezu sagen, daß an der unerhörten Verbitterung der Stimmung auf conservativer Seite anläßlich der Behandlung der Partei in den Handelsvertragskämpfen Herr von Marschall die eigentliche Schuld getragen hat und daß daher in weiten Kreisen die Nachricht von seiner Beförderung, zu von seiner Beförderung einen sehr ungünstigen Eindruck hervorrufen wird. Es wäre jedenfalls im Interesse unserer innerpolitischen Entwickelung tief zu beklagen, wenn die verhängnißvolle Wirkung des Sturzes des Grafen Caprivi durch ein stärkeres Hervortreten derjenigen Persönlichkeit neutralisirt werden sollte, an welche sich für die conservative Partei die peinlichen Erinnerungen knüpfen und welche auch in den Fragen der Colonialpolitik wie in sonstigen nationales Angelegenheiten der auswärtigen Politik den Ton gründlich verfehlt hat, der allein auf ein Echo in patriotischen Herzen rechnen darf. Endlich hat man allen Grund zu der Annahme, daß Herr v. Marschall gerade an der Preßthätigkeit, welche den unmittelbaren Anlaß zum Sturz des Grafen Caprivi gegeben hat, keinen geringeren Antheil hatte, als Graf Caprivi selbst. Es ist nun allerdings nicht nur wünschenswerth, sondern wohl auch mit Sicherheit zu erwarten, daß Fürst Hohenlohe's Persönlichkeit die Wiederkehr ähnlicher Zustände, wie sie das Charakteristikum des bisherigen Cursus der Reichspolitik gebildet haben, verhindern werde — selbst wenn der Aufzeichnung des Herrn v. Marschall — was sehr wohl möglich ist — die ausgesprochene Absicht zu Grunde liegen sollte, etwaige Illusionen bezüglich einer Aenderung des Cursus zu zerstören und vor Allem den Eindruck nicht aufkommen zu lassen, als bedeute die Entlassung des Grafen Caprivi eine Annäherung an die Bismarck'sche Politik. Man müßte in diesem Falle freilich annehmen, daß die Erfahrungen der letzten Jahre für die maßgebende Stelle noch nicht deutlich genug gesprochen hätten, und das wäre tief zu bedauern, weil es für das deutsche Reich die Wiederholung schwerer, für die innere Festigung des Reiches wie für seine äußere Machtstellung gleich unheilvoller Zeiten bedeuten würde."

Aehnlichen Urtheilen begegnen wir in anderen Blättern; schon der Wirksamkeit des Herrn v. Marschall halber wäre daher zu wünschen, daß seine Ernennung nur einen Uebergang in einen anderen Wirkungskreis einleiten sollte.

Bei Erörterung der Frage, wie die **Situation im Reichstage** sich gestalten werde, nachdem das neue Moment der Reorganisation der Regierung eingetreten ist, kommt die „Nat.-Lib. Corr." zu folgendem Schlusse: „Wer fürchten, die Schwierigkeiten, mit diesem Reichstag zu einer Verständigung über die wichtigsten Angelegenheiten zu gelangen, sind nicht geringer geworden. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Freisinnigen und insbesondere das Centrum eher geneigt waren, den Grafen Caprivi möglichst zu unterstützen, um ihn in seiner Stellung zu befestigen. Auf die Freisinnigen kommt es nun freilich wenig an; sie sind zu schwach, um erheblich ins Gewicht zu fallen, und haben schließlich trotz aller gegenseitigen Sympathieversicherungen auch den Grafen Caprivi bei den wichtigsten Abstimmungen im Stich gelassen. Auf das Centrum oder einen Theil desselben muß ja aber leider immer gerechnet werden, wenn im Reichstag etwas Positives zu Stande kommen soll. Dem Grafen Caprivi möglichst entgegenzukommen, war das Centrum stets bestrebt, weil diese Partei immer befürchten mußte, er könnte einem ihr energischer entgegentretenden Nachfolger weichen müssen. Ein Staatsmann, der den Zedlitz'schen Volksschulgesetzentwurf warm unterstützt hatte, konnte immer beim Centrum auf einige Schonung und Rücksicht rechnen, so unzuverlässig sich auch freilich diese Stütze bei den wichtigsten Entscheidungen erwies. Fürst Hohenlohe ist wegen seiner ganzen historischen Vergangenheit und seiner staatstreuen Gesinnung auch in kirchlichen Fragen beim Centrum nicht beliebt. In mißtrauischer Zurückhaltung steht die Partei ihm gegenüber. Diese parlamentarischen Aussichten sind nicht erfreulich. Indessen, wir stehen noch vor so vielen ungelösten Fragen und möglichen Wendungen, daß das parlamentarische Bild bei der praktischen Arbeit doch vielleicht noch etwas freundlichere Züge annehmen könnte." Wir unserseits sehen einer erfreulichen Wendung der parlamentarischen Lage mit größerer Zuversicht entgegen. Vom „Freisinn" erwarten wir freilich nicht mehr, als das nationalliberale Parteiorgan. Aber was das Centrum betrifft, so hat es gute Gründe, eine Auflösung des Reichstags nicht zu provociren. Denn von den Conservativen würde es bei der neuen Lage der Dinge schwerlich Unterstützung zu erwarten haben. Und den Fürsten Hohenlohe durch Opposition gegen nothwendige Reformvorlagen zu Concessionen auf kirchenpolitischem Gebiete drängen zu können, glaubt das Centrum sicherlich nicht. Dem Grafen Caprivi gegenüber konnten die Führer dieser Partei eine solche Taktik für erfolgreich halten, und gerade deshalb brachten sie dieselbe in Anwendung. Es wäre nur klug, wenn sie jetzt zu dem Versuche übergingen, sich durch positive Mitarbeit an den wichtigsten Reformen die Gunst der Regierung zu erwerben und sich als Partei zu betragen, der man ohne Besorgniß entgegenkommen kann. Und ihren Vortheil haben die ultramontanen Herren immer verstanden.

Nunmehr ist die längst erwartete **spanische** Ministerkrisis eingetreten. Der Keim zum Zerfall lag schon längst in der Unvereinbarkeit der im Schooß des Cabinets bestehenden schutzzöllnerischen und freihändlerischen Ansichten, und der Handelsvertrag mit Deutschland war der Keil, der es schließlich spaltete. Die Berathung dieses Vertrages zeigte, daß die liberale Partei-Organisation zu schwach war, um dem durch das Land gehenden starken Strom der schutzzöllnerischen Bewegung Stand zu halten, und daß die Regierung selbst nicht die Einsicht und Kraft hatte, der Obstructionspolitik ohne gleichen, womit der Senatsausschuß die Berathung hemmte, entgegenzutreten. Es ist in Deutschland zur Genüge anerkannt worden, daß Moret und auch Sagasta in rednerischen Leistungen, die dem Parlament seine Bitterkeit ersparten, den Vertrag, den sie durch ihre Unterschrift gebunden hatten, zu halten suchten, aber es rächt sich jetzt, daß sie nicht schon damals das Opfer ihrer Personen anboten, denn in Wirklichkeit ist die jetzige Krisis wesentlich das Ergebniß der durch den Zollkrieg mit Deutschland geschaffenen Lage. Angesichts der Haltung des spanischen Parlaments konnte sich Deutschland nicht dazu verstehen, das am 5. Mai ablaufende Handelsprovisorium, das bereits zehn Mal verlängert worden war, nochmals hinauszuschieben. Der beste Beweis, daß die Krisis im Zollkriege mit Deutschland ihren Ausgangspunct hat, ist die Thatsache, daß gerade Moret es ist, der sich weigert, dem schutzzöllnerischen Flügel der Partei zu Liebe seine Grundsätze einer auf Verträge sich gründenden Handelspolitik preiszugeben, denn dieselben Fragen, die bei dem deutschen Vertrage den Ausschlag gaben, werden demnächst wieder bei Berathung der Verträge mit Italien, Belgien, Oesterreich-Ungarn, Rußland, England und bei der Verlängerung des Abkommens mit Frankreich zur Erörterung kommen. Neben dieser Hauptfrage, die das Ausland unmittelbar berührt, harren noch mehrere Schwierigkeiten der inneren Politik der Lösung. Der Streit über die Verwaltungsorganisation auf Cuba bleibt noch ungeregelt, die Steuereintreibung in Navarra, die Münzgestaltung auf Puerto Rico, die Auseinandersetzung mit Marokko wegen der Kriegsentschädigung und der Räumung der neutralen Zone um Melilla sind Steine des Anstoßes, die ein neues Cabinet auf seinem Wege vorfindet. Sie werden bei der Wahl der neuen Minister vielleicht mehr ins Gewicht fallen, als die Rücksichten der Handelspolitik, denn bei der gegenwärtigen Lage der Dinge dürfte Sagasta sich nur halten können, wenn er sich parlamentarischen Zuwachs im schutzzöllnerischen Lager sucht. Das Ausland sieht deshalb auch der Entwicklung der Krisis mit der fühlen Ruhe zu, welche die Haltung Spaniens ihm aufgezwungen hat.

Nach den letzten Aeußerungen des **englischen** Premierministers, Lord Rosebery, hat die Regierung den Plan einer Umwandlung des Oberhauses in eine ganz oder theilweise vom Volke gewählte Körperschaft völlig aufgegeben und geht auf eine Verkürzung des Vetorechtes des Hauses aus, sei es in der Zahl der Verwerfungen, die den Lords zustehen sollen, sei es in dem Wesen der Bills, bei denen sie überhaupt noch eintreten dürften. In beiden Fällen bedeutete dies so viel wie Supremacie des zur Zeit bestehenden Unterhauses, und es ist nicht leicht ersichtlich, warum eine obere Kammer überhaupt weiter existiren soll, wenn das Unterhaus ihr etwaiges Veto durch sofortige abermalige Annahme der betreffenden Bill in Bausch und Bogen aus dem Wege schaffen konnte. Und dabei erklärte Lord Rosebery sich von Neuem für einen überzeugten Verfechter des Zweikammersystems und gegen eine einzige, uncontrolirte gesetzgebende Körperschaft! Wo soll aber solche Aufsicht herkommen, wenn der anderen Kammer kaum mehr als eine berathende Befugniß bleiben soll, die unter solchen Umständen wohl nur wenige ihrer Mitglieder auszuüben der Mühe werth erachten dürften? Als scharfsichtiger Beobachter des gegenwärtigen Zuges in der Politik bemerkt Rosebery eben die Gefahren eines allmächtigen Unterhauses gar wohl, als Premier am Gängelbande der Radicalen aber muß er sie übersehen. Daß bei einer, selbst von conservativer Seite als nothwendig anerkannten Reform der Institution der Lordkammer eine weitere, in gewissen Grenzen sich haltende, Modification des Vetorechts mit in Betracht zu ziehen wäre, darf zugegeben werden, zumal auf einem Gebiete, dem der finanziellen Angelegenheiten, das Oberhaus und zwar mit seiner eigenen Einwilligung, schon jetzt nichts mehr mitzureden hat. Allein mit einer mäßigen Beschränkung der Vorrechte der Peers ist es den Radicalen eben nicht gethan, und etwas weiteres ihnen zuzugestehen, davon wird dem Premierminister sein ihm angeborner gesunder Menschenverstand sicher abhalten und ebenso wenig dürfte er es mit dem angedrohten Appell an die Wählerschaft eilig haben. Lange freilich werden die Radicalen sich mit derartigen „Halbheiten" nicht abspeisen lassen, sie wollen ganze Arbeit, und wenn sie zu der Ueberzeugung gelangt sind, daß Lord Rosebery diese ihnen nicht liefern will und kann, werden sie ihn fallen lassen, und dann ist er am längsten Premierminister gewesen.

Das von dem neuen **serbischen** Ministerpräsidenten Nikola Christitsch an sämmtliche Präfecten des Landes versandte, schon kurz erwähnte Circular hat folgenden Inhalt:

Der Ministerpräsident erklärt, daß für ihn das Hauptziel der innern Verwaltung stets gewesen sei, die vollkommene Ordnung im Lande aufrecht zu erhalten. Er verlange zu diesem Zwecke die strengste Gesetzlichkeit und Unparteilichkeit in der Ausführung aller behördlichen Aufgaben, unbedingten Gehorsam und vollkommene Disciplin in der Beamtenschaft, sowie unerschütterliche Treue und absolute Ergebenheit gegenüber der erhabenen Person des Königs, in dessen Namen und unter dessen oberster Aufsicht, gemäß dem Art. 6 der Verfassung, alle Landesangelegenheiten erledigt werden. Im weiteren Verlaufe des Circulars empfiehlt der Ministerpräsident allen Beamten, die öffentliche Ruhe, sowie die Sicherheit der Person und des Eigenthums auf das Sorgfältigste zu schützen, die Amtsgeschäfte rasch zu erledigen, der Bevölkerung gegenüber Entgegenkommen zu beobachten und gemäß den gesetzlichen Vorschriften eine verläßliche Stütze der Regierung zu sein. Die Gemeindebehörden sollen soviel es ihrer autonomen Thätigkeit nicht benommen werden, und die selbstgewählten Organe der Gemeinde dürfen auf einen anderen als den gesetzlich vorgeschriebenen Wege nicht von ihrem Amte enthoben werden. Schließlich macht Nikola Christitsch die Präfecten darauf aufmerksam, daß er sich von Zeit zu Zeit durch besondere Commissäre über die Thätigkeit der Behörden genauen Bericht erstatten lassen werde, und er werde sich freuen, wenn er in der Lage sein werde, Se. Majestät dem Könige befriedigende Berichte über die exacte und erfolgreiche Wirksamkeit aller Beamten vorzulegen.

Man sieht schon aus diesem ersten, echt Christitsch'schen, Erlaß, welcher Wind jetzt von Belgrad aus in das Land wehen wird, aber man kann auch daraus schließen, welche heimade anarchischen Zustände noch unter Nikolajewitsch in Serbien geherrscht haben müssen, obwohl dem abgetretenen Premierminister schon eine „starke Hand" nachgerühmt wurde. Die Reorganisation des Ministeriums findet bei den Fortschrittlern insofern Zustimmung, als es zwei liberale Minister sind, die derselben zum Opfer fielen, allein auch die Fortschrittspartei verhehlt sich, ebenso wie die liberale, keinen Augenblick, daß es mit einem Parteiregime vorläufig vorüber ist, und daß erst einmal dem Volk und dem Beamtenthum der Sinn für Recht und Gesetz angezogen werden soll. An diesem hat es bisher noch jeder Partei in Serbien gemangelt; ob es aber gelingen wird, denselben dort, wo er seit Jahrhunderten gefehlt hat und als eine auf orientalischem Boden überhaupt nicht gedeihende Pflanze betrachtet werden ist, mit Gewalt heimisch zu machen, ist eine

Feuilleton.

Monsieur Xaver.
Eine altmodische Liebesgeschichte
von Moritz v. Reichenbach.

4] Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

„Warum ließen Sie die Leute nicht aufgreifen und zurückbringen?"

„Zurückbringen? Was sollte ich mit den Halunken machen? Ich hätte sie ja halb todt prügeln lassen müssen, um mein Ansehen zu wahren, und dann wäre es doch sehr schwierig gewesen, sie zurückzubringen."

„Es fragt sich, wohin die Colonisten gegangen sind, und ob sie überhaupt zu ermitteln waren."

„O, ermittelt habe ich sie schon. Sie sind drüben in Polen auf der Besitzung eines Grafen Koczielsky."

Die Sache schien plötzlich für Xaver Interesse zu gewinnen.

„Wissen Sie den Namen der Besitzung?" fragte er lebhafter als bisher.

„Ich denke, Parzimiéchi heißt das Nest, jawohl."

Xaver schwieg einige Augenblicke. Seine Augen blitzten muthwillig; dann wurde er plötzlich wieder ernst und seufzte leise. Er wußte jetzt, daß sein Herz einen tieferen Eindruck empfangen hatte, als er anfangs glauben wollte.

„Ich muß etwas vorhaben, das meine Thatkraft und meine Gedanken einigermaßen in Anspruch nimmt", sagte er sich, „das tägliche Zusammensein mit Elisabeth, die ich leiden sehe und zu der ich doch nicht sprechen darf, wie ich möchte, ist unerträglich, und dann — diese Fahrt nach Parzimiéchi könnte einen eigenen Reiz für mich haben." Er faßte einen schnellen Entschluß.

„Sie sollen Ihre Colonisten wieder haben, Herr Graf", sagte er, „und ich selbst will sie holen."

Der Graf blickte ihn ungläubig an.

„Aber, mein Lieber —"

„Gewiß, Herr Graf, ich werde sie holen, es sind Deserteure, denen ihr Recht geschieht, wenn man sie zurückbringt, und ich wüßte auch gar nicht, was mich daran hindern sollte."

„Die Leute werden aber nicht gehen wollen, sie haben sich inzwischen verheirathet und sollen hübsche Wirthschaften drüben haben."

„Das soll meine Sorge sein, nur eins mache ich zur Bedingung: Sie müssen es mir überlassen, die Leute hier wieder einzurichten und ihnen Strafen aufzuerlegen, wenn dies nöthig werden sollte, was ich keineswegs glaube."

„Hm, das Recht will ich Ihnen schon einräumen — aber ich glaube wirklich nicht, daß Sie mir die Leute schaffen können", meinte der Graf.

Xaver lächelte. Sie ritten einige Minuten schweigend neben einander dahin. Plötzlich kam dem Grafen der Gedanke, daß es doch unangenehm wäre, wenn seinem Stallmeister bei dieser Gelegenheit ein Unglück passirte, wenn er z. B. von den Bauern massacrirt würde, oder sein hübsches Gesicht durch ein ausgestochenes Auge oder eine zerbauene Nase entstellt werden sollte. Es gab ja an dem Menschen ebenhin allerlei auszusetzen; wenn er auch noch seine größte Tugend, seine Schönheit, verlöre, was sollte man dann mit ihm machen?

Der Graf gerieth dermaßen in das ihm so schädliche Nachdenken, daß er einen ordentlichen Hustenanfall bekam, und als er sich von diesem erholt hatte, sagte er ganz athemlos:

„Hören Sie, mein Lieber, das geht doch nicht, daß ich Sie so nach Parzimiéchi reiten lasse. Der Graf Koczielsky wird sich seine Leute nicht gutwillig nehmen lassen, ich —"

„O", fiel ihm Xaver ins Wort, „der Graf residirt nicht in Parzimiéchi; ehe er auf seinem fünf Meilen davon entfernten Schloß von meinem Ueberfall erfährt, sind wir schon längst wieder in Sicherheit."

„Aber wenn er die Leute zurückverlangt?"

„Wir geben sie nicht, es ist unser gutes Recht, sie hier zu behalten — es sind ja Ihre eigenen Robotleute."

„Nun, wenn Sie denn durchaus wollen, so nehmen Sie wenigstens ein paar Ulanen aus R . . . . berg mit; anders kann ich Ihren Ritt nicht erlauben."

„Gut, Herr Graf, wenn ich auch die Waffen der Leute kaum brauchen werde, die Uniformen werden der Sache ein Ansehen geben und sie erleichtern. Aber ich habe Ihr Wort, daß hier für die Leute gut gesorgt werden wird und daß ihnen nichts geschieht, was ich nicht bestimme!"

„Nun, meinetwegen."

Die beiden Herren ritten zurück nach Waldig. Xaver's ernste Miene hatte sich aufgeheitert. Der Ritt nach Polen schien einen besonderen Reiz für ihn zu haben, und seine Phantasie war jetzt nicht, wie am Morgen, ausschließlich mit dem Bilde Elisabeth's beschäftigt.

Noch am selben Tage verständigte er sich mit dem Major des in der Nähe garnisonirenden Ulanenregiments, der ihm einige Mannschaften bewilligte, um die Expeditionen des Grafen Eichberg zurückzuholen.

„Geben Sie mir nur drei Leute, meinetwegen ohne Waffen", sagte Xaver, „wirklich brauchen werde ich sie nicht, es ist nur zur Beruhigung des Grafen."

Und mit diesen drei Leuten und einer Liste der Betreffenden in der Tasche begab er sich auf das Abenteuer.

Polen war damals durch Parteikämpfe so zerrissen, daß von einer öffentlichen Sicherheit keine Rede war. Xaver glaubte daher auch, daß Niemand zum Schutze der Deserteure die Hand erheben würde und daß diese leicht einzuschüchtern sein würden. Und — er hatte sich nicht getäuscht.

Schreiend und alle Heiligen um Hilfe anrufend, versammelten sich die Bewohner des von den vier Reitern überfallenen Dorfes, aber — keine Hand erhob sich zu ernstlichem Widerstande. Schon nach wenigen Stunden war das Unglaubliche geschehen: die zehn ausgewanderten Wirthe saßen mit Frauen und Kindern, mit Möbeln, Betten und Handwerkzeug auf einigen hochgepackten Wagen, blökendes Vieh folgte der kleinen Karawane, welche die vier Reiter lustig vor sich hertrieben, und nach einem nicht zu angestrengten Marsche brachten sie Menschen und Thiere glücklich und ungefährdet nach Waldig.

Das klingt unglaublich; und doch hat diese seltsame Bauernentführung wirklich stattgefunden, wie ich sie da erzähle, und ein durchaus glaubhafter Augenzeuge hat sie damals aufgezeichnet.

Graf Eichberg's Bauernwüstungen waren also wieder bevölkert, und dieser wollte seinen Augen kaum trauen, als er seinen Stallmeister wirklich mit all' seinen ausgewanderten Zugvögeln zurückkehren sah. In seiner Freude darüber hatte er aber vollständig sein Xaver gegebenes Versprechen vergessen, und die erste Anordnung, die er zum Empfang der Neuangekommenen traf, war, daß er sie sämmtlich in den Stock setzen ließ, weil er befürchtete, daß sie sonst gleich wieder echappiren würden. Aber diesmal hatte der Graf ohne seinen Stallmeister gerechnet. Empört über diesen Eingriff in seine ausbedungenen Rechte, stürmte Xaver in das Zimmer des Grafen.

„Sie müssen diesen Befehl zurücknehmen!" rief er ihm aufgeregt zu. „Sie haben mir Ihr Wort gegeben, daß nur ich die Leute einzurichten und im Nothfall zu bestrafen haben würde!"

Der Graf blickte ihn erstaunt an.

„Ja freilich", sagte er, „deshalb lasse ich sie ja auch nicht prügeln. Wenn ich sie in den Stock setze, so ist das keine Strafe, sondern nur eine Vorsichtsmaßregel."

„Ich habe den Leuten aber versprochen, daß man sie weder an ihrer Person, noch an ihrem Eigenthum schädigen würde, daß sie im Gegentheil begünstigt werden sollten —"

„Aber, mein Lieber, das ist doch eine alte Geschichte, mit Speck fängt man Mäuse, und der gefangenen Maus giebt man darum doch keine Speckseite zu fressen", meinte der Graf, den die freudige Erregung über seine zurückgekehrten Colonisten förmlich witzig machte.

Xaver war aber in diesem Augenblick nicht aufgelegt, Witze zu würdigen, er sagte nur sehr entschieden:

„Was ich verspreche, bin ich gewöhnt zu halten, und wenn die Leute nicht freigelassen werden, verlasse ich heute noch dieses Haus und schaffe die ganze Gesellschaft ebenso sicher wieder nach Parzimiéchi zurück, wie ich sie hierher gebracht habe."

„Hm, mein Lieber, das würde doch etwas schwerer halten", meinte der Graf.

„Wenn ich will, frage ich nicht darnach, ob etwas schwer hält oder nicht."

Er sah verzweifelt entschlossen aus, als er das sagte, und der Graf, der ihn etwas scheu von der Seite betrachtete, fand es daher besser, nachzugeben.

„Hm, übrigens, wenn Sie dafür stehen wollen, daß mir keiner von den Halunken durchgeht, so habe ich nichts dagegen, daß man sie frei umherlaufen läßt", meinte er endlich.

„Wenn einer durchgeht, so können Sie die übrigen alle in den Stock setzen und mich dazu!" rief Xaver und verließ das Zimmer, um seine Schützlinge zu befreien.

Er war von diesem Tage an mehr auf der Colonie als im Schloß zu finden und war unermüdlich thätig in der Sorge für „seine" Leute, wie er sie nannte. Auch Elisabeth interessirte sich für die neue Colonie, und als sie erfuhr, daß Xaver einen goldenen Ring und ein paar echte Spitzenjabots verkauft hatte, um Geld für sie zu erlangen, da wanderten auch ihre Spartaler durch Xaver's Hände nach der Colonie, und ihre Gedanken wanderten den Thalern nach. So viel wie in der darauffolgenden Nacht hatte Elisabeth noch nie von dem ritterlichen Stallmeister geträumt. Als sie am anderen Morgen erwachte, hielt sie den „Emile" hervor, und ihre Augen hingen wieder wie festgebannt an der Stelle: „Faites ce qui est bien — dites ce qui est vrai." Sie drückte die Stirn in ihre gefalteten Hände und saß lange